

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle Halle, Leipzigerstr. 57.

Halle a. S., Montag 3. Mai 1897.

Seitlicher Bureau Berlin W. 9, Bernauerstr. 3.

Bezug - Preis... für das Quartier 3.50 M...

Anzeige - Gebühren... für die fünfzehntägige Fortsetzung...

Deutsches Reich.

* Der Kaiser hat sich am Sonnabend Abend nach 9 Uhr von Schilly nach Schleswig begeben...

* Der Kaiser hat unter dem 29. April von Schilly aus folgenden Armeebefehl erlassen:

In Meinen lieben Sachsen ist wiederum ein Mitglied eines Wir nahe verordneten deutschen Heeresführers aus dem Leben scheidend...

* Die Truenerrede für Prinz Wilhelm von Baden begann am Sonnabend in der Schloßkirche zu Karlsruhe mit einer Truenerede um 10 Uhr...

* Prinzessin Gertrud von Preußen ist Sonnabend Vormittag in Barföze eingetroffen und von dem Kaiser, der Kaiserin und dem Großfürsten Paul am Bahnhof empfangen worden.

* Die Schwester des Fürsten Bismarck, Frau v. Arnim-Schlöndorff, begab sich gestern, einer Einladung ihres Bruders folgend, auf einige Tage nach Friedrichsruh.

* Staatssekretär Hollmann hat einen längeren Aufenthalt in Casselmannare genommen und beschäftigt, nicht vor Monat Juni nach Deutschland zurückzuführen.

* Bei dem Festessen in Mainz, das, wie gemeldet, der Abbruch der Festschleifen bei Eröffnung der neuen Linie Sahnig-Verlängerung bildete, wurden von der Festversammlung bei den Herrschern Guldigungs-telegramme geschickt.

* Ich bin mit lebhaftem Antheil der bedeutenden Fahrt und dem Reize gefolgt, ich dankte dem Kaiser und der preussischen Regierung, welche die neue Verbindung fertig gefördert haben...

* Im Auftrage des Monarchen hat der Korrespondenz-Sekretär der Schattellen-Verwaltung, Geheimrath Wiegner, am 27. April den Magistraten der Städte weitere Schriftsätze zu Gunsten der Vergrößerung der Flotte ausgehen lassen.

Die Tabelle zeigt, daß die Flotte des Reiches, welche die Flottenstärke des deutschen Reiches von Ost und West, vor 1886 und 1896, veranschaulicht, angefertigt ist.

Am Juni 1886 hatte das deutsche Reich 27 Schiffe mit 343 Geschützen zur Verfügung. Auf 3 Flaggschiffen folgten 3 Admirale am der Spitze...

entsprechend, 'Arcona' und 'Alexandrina' müssen demnach auch zurückgezogen werden, da sie weder ein Schußrohr, noch moderne Schmelzrohr-Artillerie besitzen.

* Die Kreuzerflotte des Reiches 1886 allgemach aus der Liste für den bewährten Dienst ohne jeden Erfolg verschwunden, und mit dem Erfolg ist er im vergangenen Jahr angefallen worden.

* Die Kreuzerflotte des Reiches 1. Klasse und müssen durch die neuen Kreuzer, die 'Potsdam' ist der Anfang dazu.

* Die Kreuzerflotte des Reiches 2. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 3. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 4. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 5. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 6. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 7. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 8. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 9. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

* Die Kreuzerflotte des Reiches 10. Klasse, von denen erst 5 fertig werden durch die 'Victoria Louise', bis die letzte Korvette fertig sein wird, werden die folgenden Kreuzer, 'Mackensen', 'Graf', 'Seydlitz', 'Graf', 'Graf', 'Graf'...

Gabriele.

Roman von H. Serten.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Fräulein Frost mochte sich schuldig fühlen, sie hatte über dem Zusammenhänge der Sachen die kleine Waage ganz vergessen.

„Der Schmerz geht leider bei Gabriele nicht tief“, entschuldigte sie sich, „Sie werden viel Geduld mit dem Kinde haben müssen, Herr Kreisrichter, es hat einen sehr harren Sinn!“

„Wielicht macht ihn Liebe sanfter!“ entgegnete dieser und half das schlafende Kind hinausbringen.

Der Kreisrichter war abgerufen mit der kleinen Gabriele und in den großen, während der Abwesenheit in der bisherigen Anordnung, die so bewegten Tagen immer folgt.

Fräulein Frost hatte den Auftrag, alle Sachen des Präsidenten verantraut zu lassen, — einige Abenden hatte der Vormund und Pflegerator für sein Mündel eingepackt — der Erlös sollte für Gabriele als kleines Kapital für die Zukunft reserviert werden.

„Helfen Sie mir nun noch diese Bücher in das andere Zimmer tragen, Frau Schmidt“, sagte die Haushälterin, dann wollen wir uns auch eine kleine Pause gönnen, wir haben sie verdient!“

Die Anrede war die Frau des Altboten des verstorbenen Präsidenten. Als sie noch jünger war, hatte sie vielfach im Hause geholfen und auch in letzter Zeit war sie Fräulein Frost thätig zur Hand gegangen.

„Wachte wohl wachen“, meinte Frau Schmidt und lehnte sich auswendig in einen bequemen Lehnstuhl, „ob die Frau Kreisrichter sehr zufrieden damit sein wird, daß ihr der Mann gleich das Kind auf den Hals bringt, lebenswichtig ist die Kleine nun gerade nicht!“

„Eher stolz und dann sehr verwirrt“, fügte Fräulein Frost hinzu, „ich habe mir auch nicht weiter Mühe gegeben, das Mündel ordentlich zu machen, es wäre doch vergebens gewesen und als Gouvernante habe ich mich noch nie engagieren lassen, — Kinder waren mir immer unheimlich.“

„Gott bewachte, wie können denn auch Sie dazu, Fräulein. Sie haben wohl das Möglichste hier geleistet, das muß Ihnen ihr argster Feind nachsagen. Gabriele hatte ja auch die Dore und nachher den alten Scholz, der ihr Stunden gab!“

„Gewiß, gewiß“, stimmte die Haushälterin bei; — übrigens was das gestern ein harter Kampf, der Herr Kreisrichter sich das Kind ausbat. Frau v. Wirren hätte es nicht genommen, die war zu erbittert!“

„Sie verdienen es, es ihr ja auch nicht“, sagte Frau Schmidt.

Schmidt. Sehen Sie, Fräulein, wahrscheinlich hat sich der Frau v. Wirren ihr Vater wegen der Frau Präsidentin erschossen; daß das ein Todterherz nicht so schnell vergeht, ist ganz natürlich!“

„Es wird aber auch viel gesprochen, was nicht wahr ist“, warf Fräulein Frost ein, „der Vater vom Herrn Kreisrichter soll schon immer eigenmächtig gewesen sein!“

„Das war er nicht, das weiß ich besser, Fräulein, meine Schwester hat in dem Hause gedient, als die erste Frau noch lebte. Als die farb, kam sie natürlich als jung zur Witthe und da die Tochter schon Frau v. Wirren war und der letzte Herr Kreisrichter auch schon verstorben und aus dem Hause, da hat sie den alten Herrn so zum Gefolge, daß er sie heirathete!“ — Frau Schmidt machte eine Pause, ehe sie fortfuhr: „Das ging Alles ganz gut, bis der Herr Präsident herkam, der war 15 Jahre jünger als der Herr Kreisrichter, sein Bruder, und außerdem ein hübscher Mann von heiterem Temperament und feinem Benehmen. Alle Damen waren von ihm entzückt, aber er soll sich nur um seine hübsche Schwägerin bekümmert haben und sie mag ihm wohl auch die Cour gemacht haben. Eines schönen Tages schoß sich der Kreisrichter Dahlberg tod und ein knappes Jahr darauf heirathete sein Bruder die junge Witthe. — Daß da viel gesprochen wurde, ist doch natürlich und daß sich die Kinder des Kreisrichters nicht gerade um die Tochter des Schwägers reizen, auch!“

„Wichtig ist“, stimmte Fräulein Frost zu, „dies Gabriele hat noch dazu einen vertriehen, unfürsorglichen Charakter; — ich hab's dem Vormund gesagt — wer nicht hören will, mag sich die Folgen selbst zuschreiben!“

Gabriele hatte im Hause des Vormundes nicht nur ein Heim gefunden, dessen schützendes Dach sie barg v. der äußeren Welt, ihr Herz hatte auch eine Heimath gefunden, die es im Vaterhause nicht gekannt!

Kalt und verloschen, ernst und streng war der Präsident stets gegen sein einziges Töchterchen gewesen. — Fräulein Frost hatte sich wohl für jede Verleumdung verantwortlich gehalten Gabriele aber ging sie nicht an, unbenutziger Meinung nach; und auch der alte Hauslehrer arbeitete nur sein Bestem mit dem Kinde durch, ohne Zurechtweisung das persönliche Wesen.

Es war daher kein Wunder, daß das einst so schone Kind sich nach kurzer Zeit schon in einem Hause warm und heimlich fühlte, in welchem es erst den bestglücklichsten Zander des Familienlebens kennen lernte, wo eine Mutter sorgte und ein Schwefelchen Freund und Leib mit ihm theilte.

Es waren Jahre vergangen seit dem 28. Oktober, an welchem Gabriele als Pflegerin in das Haus des Kreisrichters Dahlberg nach Wehlen gekommen war, und vor jetzt

die schlauke, eigenartig schöne Mädchengestalt fimmel vor den Freitagsarbeiten des kleinen Gartens stehen sah, hätte das braune, eckige Kind von damals nicht wieder erkannt.

Es war Palmsonntag und Gabriele war heute in der Stadtkirche konfirmirt worden.

Im Gartenlaube saßen der Vormund des jungen Mädchens, der in dessen Gerichtsbezirk geworden war, seine Frau und deren Mutter, Frau von Lindenberg, mit noch einer älteren unverberrichteten Tochter, Konstanze.

Die Großmutter, wie auch Gabriele Frau von Lindenberg nannte, blickte hinaus in den sonnenbeschienenen Garten und ihr fremdliches Auge folgte mit Wohlgefallen der ausmüthigen Gestalt da draußen: „Mit Gabriele ist Euch ein rechter Segen in das Haus gezogen“, sagte sie lebhaft, „sie hat ein reiches, inneres Gemüth, und ihre kleine übermüthige Gabriele, die wie ein Sonnenrausch bald herhin, bald dorthin flücht, ohne je Fährlichkeit, ist gerade Gabriels Charakter eine Stütze, an der sie immer einen Halt finden wird!“

„Auch, Erika ist ja auch drei Jahre jünger“, entgegnete die Mutter halb verlegt, „lasse ihr doch die goldenen Kinderjahre noch, das Leben tritt schnell genug mit seinem Geist an uns heran!“

„Gabriele ist eigentlich nie so leichtgläubig froh gewesen“, fügte tante Konstanze hinzu, „aber ich glaube, es liegt daran, daß sie in ihrem Charakter begründet und ist nicht nur eine Folge ihrer Eltern, sondern ihrer Kinderjahre.“

„Ja, sie hat einen tiefen Sinn, einen festen Charakter; aber ich fürchte, diese Vorzüge werden ihr das Leben nicht gerade leicht gestalten, — sie nimmt Alles zu gewöhnlich schwer, — obgleich sie für ihre Umgebung unbedingt einen Segen in sich bergen!“

„Auch, liebe Mutter, Du tust ja, als ob gerade Gabriels Lebensweg besonders dunkel vor ihr läge“, nahm tante Dora wieder das Wort, „und eigentlich ist sie sehr dazu angethan, glücklich zu werden. Sie ist hübsch, klug, und alle Welt liebt sie!“

„Gewiß“, gab Frau von Lindenberg zu, „aber für so besondern bevorzugte Wesen, solche Ausnahmestaturen ist auch meist ein besonderer Lebensweg vom Schicksal vorgezeichnet, gleichsam, als müßte viel Wissen, viel Können eine Extra-Bewährung bestehen. — Erika wird leichter leben, weil sie sich selbst das Leben nicht so schwer macht. Sie flieht über Unbehagen hinweg wie ein bunter Schmetterling, während Gabriele sich mühen wird, jedes Hinderniß hinwegzuräumen; ob sie die nötige Kraft immer dazu besitzen wird, ist die Frage!“

„Dich hat die heutige Feiertagsstimmung getrunken, Mama“, entgegnete Frau Dahlberg beinahe ärgerlich und erhob sich, um

dürfen. Der Abg. Dr. Lieber prüfste seinen Standpunkt, indem er den Antrag seiner geschworenen Redaktionen um die Blätter vernichtete, daß den Berliner Beamten nicht ein besonderes Würdigen geboten werden dürfe, und die Gehalts-erhöhungen, die den höheren Beamten und Subalternbeamten in den Reichsämbtern ausgedacht worden, freizugehen lieh. Auf gleicher Höhe mit der Militär dieser Entschlüsse steht die Eigenart der Wollindustrie; das Reich müsse die erste Violine spielen und dürfe sich von preussischen Abordnungsbeauftragten nicht schrauben lassen. Das giebt den Schlüssel zu der Politik, die mit den oben skizzierten Bestrebungen gleichzeitig auf den Sand gefahren ist. Dadurch, daß in Preußen nach der Vorlage, deren Annahme im Abgeordnetenhaus gefordert ist, die Mäße und Subalternbeamten in den Centralbehörden besser gestellt werden, als die im Reich, ist den Reichsbehörden ganz naturgemäß unmöglich gemacht, auf den besten Kräfte der preussischen Ressorts ihre Beamten zu rekrutieren. So wird durch die Haltung des Centrums genau das Gegenteil erreicht und das Reich an einer empfindlichen Stelle auf Schwere benachteiligt. Weil aber die Absicht, mit der Behandlung der Reformvorlage im Reich die der preussischen ungehindert zu beschließen, sich geschlagen ist, sieht man sich über alle Bedenken fort und will wenigstens im Reich zeigen, daß man die Macht hat. Das nennt man dann, „das Reich“ spielen die „erste Violine!“ Wer lacht da?

Der Justizminister hat angeordnet, daß bei den Auftragsbehörden zur Befriedigung eines dauernden Bedürfnisses angenommen und länger als 15 Jahre ununterbrochen im Auftragsdienste beschäftigten Rangangehörigen das Dienstverhältnis von der Anstellungsbehörde nur nach eingeholter Genehmigung des Justizministers zu kündigen ist.

Nachdem in der Reichstagsung der Freitag der Sozialversicherungsentswurf einer Kommission zur Vorberatung nicht überwiegen ist, die zweite Lesung vielmehr sofort im Mann stattfinden soll, ist es — so meinen anscheinend inbrünstig die „Berl. Vol. Nachr.“ — ziemlich sicher, daß der Entwurf in der laufenden Tagung nicht zur Berathung kommen wird. Es ist auch, da der Vertreter der verschiedenen Regierungen sich gegen den Antrag nicht auf Verabschiedung einzelner Bestimmungen des Entwurfs ausgesprochen hat, als ausgeschlossen anzusehen, daß überhaupt auf dem Gebiet der Sozialen- und Altersversicherung in der laufenden Tagung etwas zu Stande kommt. Es hat sich demnach der Rath, die Erörterung über den Sozialversicherungs-Entwurf überhaupt nicht mehr zu beginnen, wenn man nicht von vornherein entschlossen war, die Vorlage unter Tag und Nacht zu bringen, als richtig zu betrachten. Daß der Entwurf in der nächsten Tagung wiederkehren wird, ist gewiß.

Der „Rohr“ zufolge ist von der Ortsbehörde ein neuerdings wieder eine eingehende Beachtung der Bestimmungen über die Kontrolle russischer und galizischer Arbeiter zur Ansicht gemacht worden, deren vorübergehende Beschäftigung in landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben gestattet worden ist.

Von der diesjährigen Weltausstellung war kaum etwas zu bemerken. Es wurde in Deutschland fast in allen Fabriken und Werkstätten gearbeitet. Noch geringer als im Vorjahre war die Zahl der Arbeiter, welche von der Arbeit ferngehalten waren. In einzelnen Fabriken Berlins u. A. fehlte nicht ein einziger Mann. Die Maurer und Arbeiter hatten dort in Versammlungen vollständige Arbeitsruhe proklamirt, doch wurde auf den größeren Bauten im Innern der Stadt wie sonst gearbeitet. Der Besuch der 21 Gewerkschaftsvereinigungen war schwach, Selbstverständlich war von den sozialdemokratischen Parteibürokraten nicht eine einzige geflossen; die „Genossen Kellner“ hatten freilich wenig Arbeit; vergebens suchten sie mit dem „Rohr“ nach den Mitarbeitern aus, Recht ist es aber, was es übrigens, wie sich die Naumann'schen Nationalsozialisten für den „Welt-

feiertag“ der Sozialrevolutionären begreifen; so heißt es in der Extrapartei „Nationalsozialistische Volkszeitung“: „Neben die Forderung der Freiheit steht heute der mächtige Schlagstrich des Nationaltages, er stingt aus Millionen von Seiten müdiger Protestanten. Er verurtheilt das große historische Verbrechen der Herrschaft der Arbeit über alle Arbeitnehmungen, über die Skulle und über die Maschine. Die Arbeiterkraft wird nicht ihrer gemalten Organisationskraft das Szepter in der Hand schwingen. Der schwere Anfangsschritt dazu ist schon gegangen; der Arbeiter hebt ein gemädeliches Wort in der Frage mit, wieviel Stunden der tagelangen, von aller Hoffart verlassenen Arbeitslasten offen will. Die letzte Konsequenz des Aufes nach Befreiung der Arbeit wird immer der Emanzipationsgedanke der Arbeit selbst sein. Die große historische Bedeutung dieses Gedanken liegt über das Maß der Arbeiterkraft eines jeden Geistes, das eine hohe soziale Aufgabe.“ Das sind nun die Leute, welche glauben, die internationale Sozialdemokratie durch humanitäre Aporien zu nationalem Bewußtsein befähigen zu können.

Vom griechisch-türkischen Kriege.

In organisatorischer Hinsicht scheint bei der thessalischen Griechischen Armee noch viel zu thun zu sein, denn man staunend erfährt, bis wie gering noch nicht einmal der gleich nach dem Niedergang von Karissa angeblühende Wechsel in der Heeresstellung vollzogen gewesen. Einer Athener Drahtmeldung der „Ag. Hag.“ zufolge legte der Kriegsminister Thanados vor seiner Abreise nach dem Lager von Pharsala dem Könige einen Erlaß vor, wodurch der Generalstabschef Oberst Spanghaki abberufen und Oberlieutenant Nalli zum einstweiligen Chef des Generalstabs ernannt wird. Das bisherige Kabinett hatte trotz seiner Zusicherungen Spanghaki nicht abberufen, da der Kronprinz erklärt hätte, er würde sich durch diese Maßnahme persönlich bekränken lassen. Nachdem Spanghaki seine Unfähigkeit als solches bewiesen hatte, kann diese neueste Entsendung nur dazu beitragen, dem Prinzen Konstantin noch tiefer im öffentlichen Ansehen herabzusetzen, denn sein Sträuben gegen die Entsendung Spanghakis aus rein persönlichen Gründen verräth ein sehr geringes Maß von Pflichtbewußtsein gegenüber dem Lande.

Am Sonnabend griffen die Türken abermals die Positionen um Velestinos an. Die Griechen wehrten sich tapfer und schlugen jeden Angriff der Kavallerie zurück. Die Schlacht dauerte sieben Stunden ohne Unterbrechung. Ein ernstliches Gefecht fand am Freitag in Mikonos bei der Station Velestinos statt. Schon am Donnerstags Abend hatte die Feldbatterie in Mikonos gegen die griechische Gebirgsbatterie zu feuern begonnen, welche sich hinter den von der griechischen Artillerie besetzten Hügel befand; der Plan des Feindes war, die griechische Batterie zu umzingeln. Am Freitag zu früher Stunde begannen die Türken mit Großkalibern ununterbrochen auf das fünfte Regiment zu schießen, ohne ihm aber Schaden zu zufügen. Eine andere Feldbatterie schoß auf das achte Regiment, welches in freier Fehde die türkische Infanterie bekämpfte. Ein heftiger Kampf erbrachte nun das besetzte St. Iannoulos. Die griechischen Freischützen schossen aus einem kleinen Wäde auf die türkische Infanterie. Nägling um 10 Uhr griffen zwei türkische Schwadronen einen Hügel unter der griechischen Batterie an, wurden aber siegreich zurückgeschlagen. Die Griechen waren in diesem Gefecht unbedeutende Sieger, die Türken zogen sich in Unordnung zurück.

Außer bei Velestinos ist am Freitag auch bei Pharsala selbst gekämpft worden, doch handelt es sich dabei allem Anschein nach nur um ein Aufführungsgeschehen türkischer Reiterei mit überlegenen griechischen Infanteriemassen und Artillerie, in das schließlich auch griechische Kavallerie eingriff. Die ungetheilte Wiener Drangsal über das Gefecht äußert Dr. Hofenig, die Türken beobachteten sich der Stellung bei Pharsala durch einen Doppelan-

griff von Pharsala und von Trifkala her zu bemerken. Pharsala ist die Straße von Pharsala nach dem südlich gelegenen Karissa mosos gegen Westen, nach Trifkala zu, frei, da sich auf der Seite längs der ganzen Straße die thessalische Ebene ausbreitet. Darin liegt die Schwärze der Stellung bei Pharsala die dort lebenden Truppen können nur allzu leicht von Karissa und Karissa hinüber abgeschliffen werden. Es wird darum nicht verwunderlich, wenn demnach die Nachrichten vom Niedergang der griechischen Hauptmacht in der ungewöhnlich festere Stellung von Domos käme, was nicht ausgeschlossen ist, eine Truppenabtheilung in Pharsala belassen würde, die gebeten falls ihren Niedergang ins Othrysgebirge nehmen würde.

Zugleich ist die Lage der königlichen Familie in Athen noch immer eine höchst bedenkliche. Als am Samstag abnd die griechische Kronprinzessin vom Athener hospital zurückkehrte, wurde sie von Böbel mit so feindseligen Zurufen verfolgt, daß sie ins Hospital zurückfliehen mußte. Ein Wagen wurde abgeholt und die Kronprinzessin in Carriere nach dem Palast zurückgeführt. Das königliche Paar wurde nach dem Palast entfernt, damit die Pharsala nicht erkannt würden. In einer Kirche wurde das Gebet für die Königsfamilie durch Protestanten unterbrochen.

In Phalaron hat sich bereits ein ziemlich starkes internationales Geschehen abzuwickeln, das die griechische Königsfamilie zusammenbringt. Auch das italienische Kriegsschiff „Alberico“ ist gestern von Smyrna in Phalaron angekommen, noch bereits einige auswärtige Schiffe vor Anker liegen. Aus Konstantinopel sind gestern drei Schiffe mit Griechen nach Griechenland abgegangen. Nach Wiener Nachrichten wurde auf der Nacht „Epilatorio“, welche bereit steht, um eventuell die königliche Familie aufzunehmen, ein großes Gedächtnis. Man glaubt an ein Attentat. Das die Intervention in der Wüste anlangt, so scheint man in römischen diplomatischen Kreisen, daß Griechenland den Schritt, der von den Mächten als eine Vorbereitung für ihre Intervention im griechisch-türkischen Kriege angesehen wird, demnach unternehmen und sich an die Kabinette mit der Bitte um eine Mediation wenden werde. Man sei überzeugt, daß die erste Forderung, welche die Mächte überreicht bei der Übernahme dieser Mission an das Athener Kabinett stellen werde, die unmittelbare Aufhebung der griechischen Truppen von Karissa zum Genstande haben werde.

Von antiker Seite wird dagegen eine deutsche Intervention in Abrede gestellt, während der offizielle „D. A. B. Korr.“ die Konstantinopoler Meldung bezweifelt, die Vorkämpfer Englands, Frankreichs und Italiens hätten verübt, die Worte zur Gewährung eines Mittelstandes zu bewegen, da England noch in letzter Zeit sich gegen das Vorgehen einzelner Mächte erklärt habe, was den Grundlag eines gemeinsamen Vorgehens festhalte. Zugleich wird bestimmt in Abrede gestellt, daß die jüngste Audienz bei den kaiserlichen Vorkämpfern von Saarna-Jetzt kein Entlassung mit einer von deutscher Seite angebotenen Intervention zu sammenhänge.

In Frankreich verlangt man dagegen immer bringender von einer Intervention. Der „Temps“ erklärt, die Intervention der Mächte sei nunmehr unerlässlich. Man sieht dem Vorbringen Obens Einhalt thun, um zu verhindern, daß das Selbstbewußtsein des Sultans zu sehr awachend werde, und daß er sich berechtigt glaubt, Griechenland Bedingungen aufzulegen, welche weder von letzterem angenommen, noch von Europa ratifizirt werden könnten. Es sei bereits ein konsensueller Compromiß, daß man Abdul Hamid zumutete, die Wiederherstellung der Grenze von 1881 zu verlangen. Wenn Europa Wuth darauf lege, oberer Schiedsrichter im Orient zu bleiben, dann könnte es sich nicht einmal dem Wortum zur Regelung der orientalischen Frage den günstigen Augenblick verstimmt zu haben.

noch einmal nach dem Mittagessen zu sehen. „Was geht Gabriele an?“ Wir lieben sie Alle herzlich und jeder Einzelne ist bemüht, ihr keine Uebel besonders zu befürchten.“ „Und doch lange auch ich hier bist!“ sagte ernst Konstanze, die Mutter hat Recht für besondere Naturen ruhen besondere Köpfe im Zeitenloche des Schicksals!“ „Du bist ja die reine Cassandra, Tante Konstanze!“ rief da eine helle Mädchenstimme und Erica schmeigte den blonden Lockenkopf an der Tante branne Wanne. „Und Du ein redler Prometheus, Erica!“ entgegnete halb zürnend Konstanze und löste sich sanft aus der Umarmung.

„Wo ist Gabriele?“ fragte der Wildfang, dann eilte er auch schon wieder hinaus.

Gabriele hatte indeffen den Garten verlassen und ihr Stübchen aufgesucht. Die Großmama hat Recht, als sie sagte, Gabriele versteht Alles im Leben schwer; der heutige Tag war gerade das Beste für Gemüth besonders zu erzeugen, an ihrem inneren Auge sieht ihr bisheriges Leben noch einmal vorüber, ihre freudlose Kindheit und als besonderer Abschnitt dieser Episode der stürmische Herbsttag, an dem man über ihr künftiges Leben entchied, wie über die Verwendung einer Seele. Dann kam sie hierher und nun begann auch in ihrem Leben der Sonnenschein, der um so erwarmenter wirkte, je ungenügender er war! Ja, sie hatte viel Liebe empfangen und mit innigem Danke umfoshete ihr Herz alle die Lieben; besonders aber war ihr der Onkel lieb und werth und Erica, das blonde Kind! Ja, würde sie denn immer im Stande sein, die viele unbedeutende Liebe und Güte recht zu würdigen und sich dafür dankbar zu erkennen?

Sie betete zu ihrem Gotte, daß er es ihr nicht möchte an Geduld fehlen lassen, ihre Dankbarkeit befähigen zu können.

Da hücht eine weiße Gestalt zur Thür herein, zwei weiße Ärmel umfingeln ihren Hals und zwei warme Lippen erhitzen sie fast mit ihren Küßen. Es ist Erica, die neben ihr steht.

Auf das leidenschaftliche Anbengemüth hat die kirchliche Feier heute morgen einen tiefen Eindruck gemacht; Erica kann sich nicht beruhigen und auch nicht Frieden in ihren über die vorigen Mächten, die sie bittet: „Schwester Gela, behalte mich lieb, auch wenn Du bei der Großmama bist, und Du wirst dann eine große Dame und heirathest gar.“

Gabriele drängte sich die Schwefel zurück. „Was redest Du da für Unsinn, Erica? Ich gehe ja nur bis zum Winter zur Großmama, dann komme ich wieder und Du bleibst immer mein lieber Liebhaber!“ Sie hatte das blonde Köpfchen Ericas an ihr Herz gezogen und küßte die seidenweichen Waden.

Aber die Kleine beruhigte sich nicht leicht, mit dem Eigennuß der dreizehn Jahre hielt sie an ihrer Vorstellung fest: „Du seiest so hübsch, Gela, sagst die Großmama, und die Männer würden Dich sehr begierren!“

Gabriele mußte lachen.

„Mich schwarze Herr mag ja Niemand, Du kannst ganz ruhig sein.“

„Mein Gela, hübsch bist Du, Onkel Horst sagte das neulich auch zur Mama. Du habest eine Haut wie Sammet und Deine Augen.“

Gabriele hielt der kleinen Schwägerin den Mund zu, ihr war es peinlich, gerade heute den Namen „Horst“ zu hören, sie mußte selbst nicht, weshalb: „Du darfst Deine Gela nicht eitel machen, Schwächen, noch dazu an ihrem Eingekungstage!“

Tante Dora rief zu Tisch und machte damit dem Gespräch ein Ende. Aber Gabriele war aus der Stimmung gerissen, die sie sich mit so wohlthuerender Wärme in ihr Herz selbsteigt hatte.

Der Landratsamtsverweiser von Horst war ein intimer Freund des Onkels Alexander und verlebte viel im Dahleberg'schen Hause. Er war immer ein so guter, lebenswürdiger Onkel gewesen für die Beiden, warum hatte er heute, wie alle Bekannten, ihr nicht ein paar Minuten geschickt?

Die griechischen Freischützen schossen aus einem kleinen Wäde auf die türkische Infanterie. Nägling um 10 Uhr griffen zwei türkische Schwadronen einen Hügel unter der griechischen Batterie an, wurden aber siegreich zurückgeschlagen. Die Griechen waren in diesem Gefecht unbedeutende Sieger, die Türken zogen sich in Unordnung zurück.

Gabriele, die viel erlicher und tiefer als Erica war, hatte sich ganz besonders das Herz der alten Dame erobert, so daß das, was das Großmuttergebirg von Natur für jedes Entschuldig empfindet, durch das persönliche Interesse, das sie für Gabriele fühlte, ausgeglichen wurde. Letztere nannte Frau v. Lindenberg ebenfalls „Großmama“ und war nicht eingeweiht war in die vermannthelichsten Beziehungen der Familie, hätte es nicht bewirkt, daß sie eine Einleit aus freier Herzgenossenschaft.

Frau von Lindenberg hatte es sich von der Tochter ausbedungen, daß die ihr das Pflegekind gleich nach der Konfirmation auf einige Zeit überließen, im Herbst wurde Gabriele siebenzehn Jahre alt, da sollte sie zurück nach Wehlen, dem Städtchen, in dem der Kreisregimentsdirektor Dahleberg lebte; dann sollte sie in die Welt eingeführt werden, soweit in einem kleinen Orte überhaupt von „Welt“ die Rede sein kann.

Gabriele sah summen und in Gedanken verlor sie an der Großmama Seite, ihr Herz war eigentlich bewegt, sie hätte ihre ganze Umgebung umarmen können, doch war es ihr, als fessele etwas um ihr Hals, so daß sie nicht zu bewegen konnte. Onkel und Tante, Frau von Lindenberg und Tante Konstanze hatten sie mit reisenden Absichten beschenkt und nebenan im Salon lag es aus wie in einem Treibhaus: alle Bekannten hatten ihr geschickt!

Es war nicht allein Onkel Alexanders Beliebtheit, die der Waife so viel theilnehmende Freunde geschaffen, Gabriele selbst wurde geliebt von ihres freudlichen, zuverlässigen Charakters halber. Ihre Lehrer schätzten ihre Wahrheitsliebe und ihre Gemüthsreinheit; ihre Altersgenossen bauten auf ihre Treue!

Onkel Alexander gab sich die erste ernliche Mühe, Gabriele ein Räthen abzulösen, — sie ärgerte sich selbst, daß sie heute gar nicht auf seine heiteren Erörterungen konnte, aber ihr war die Rehle wie ungehörig, sie konnte nicht lachen.

Der Onkel hatte eben — man war gerade beim Braten

angelangt — sein Glas erhoben und begann einen launigen Toast auf Gabriele auszubringen, da ging die Thür auf und der Landratsamtsverweiser v. Horst wurde gemeldet.

„Gut, daß Du kommst, mein alter Nabel!“ begrüßte ihn Dahleberg, „ach, was Dich schon ordentlich böse in dem Gedanken, Du kümmerst unter Töchterchen an deinem Ehrentage vergessen haben!“

„Wie kommst Du so etwas denken, Alexander, es giebt wohl kaum einen Onkel, der seinen Nichten ergebener ist, als ich es bin!“ verteidigte sich der junge Mann, dann ging er freundlich an Gabriele heran und überreichte ihr einen köstlichen Strauß, aus dessen Mitte ein großes, goldenes Kreuz hervorleuchtete.

Gabriele nahm freudig erlösend die Gabe, und Horst mußte sich herabbeugen, ihr die Stirn zu küssen, wie er so oft gethan. Als aber sein Auge an der schlanken Gestalt herabging, die in dem weißen Gewand so viel größer erschien, als sonst, nahm er schnell ihre Hand, die sie ihm dankend gereicht, und zog sie an seine Lippen. Gabriele erröthete tief und Alexander rief scherzend, Onkel Rudolf solle das Kind nicht gar zu früh als Dame behandeln, während Erica sich schmeichelnd an seinen Arm hing und fragte, ob sie denn ganz leer ausgehen solle. Horst lachte, zog aus der Brusttasche seines Rockes eine große Zunderbüchse und ertheilte dafür einen schallenden Kuß von dem Wadenknöchel.

Die Großmama hatte ein schwarzes Sammetband herbeigeht und Gabriele, nachdem das Kreuz daran befestigt, doch selbst um den Hals gelegt.

Onkel Rudolf mußte Platz nehmen und den Rest des Diners mit speisen.

Man hatte ihm ein Couvert zwischen den beiden Nichten eingehoben und er hatte jetzt erst, sein Verwundenes die Augen Morgen zu entschließen. Er war im letzten Augenblick demüthig abgerufen worden.

Der Landratsamtsverweiser war eigentlich noch Jüngling, aber ein selten begabter und beliebter Beamter. Er bekleidete mit 26 Jahren einen Posten, den sonst kaum Dreißigjähriger erreichten. Sein älterer Bruder hatte mit dem Direktor Dahleberg zusammen Rudolph und Alexander vor oft im Hause von Horst's Eltern gewesen, die ein schönes Gut an der Nischstraße besaß. Rudolph's Bruder hatte später die Karriere gemeldet, war Offizier geworden und im französischen Feldzug geblieben.

Als vor kaum zwei Jahren Rudolf hierher nach Wehlen verlegt wurde, um beim Landratshaus „sienig zu thun, was es natürlich, daß er bei Dahleberg's mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Um den kleinen Ort herum wohnen viele Outsbürger; Horst war halb allgemein beliebt und besonders von den jungen Damen begehrt, die in ihm nicht nur den reichen Mann sondern auch den geschickten Geschäftsmann, den gewandten Tänzer und den schönen Kavallerie bewunderten.

In Wehlen selbst hatte eine Schwadron Dragoner und auch mit den Offizieren bestanden nach Horst auf freudigstem Fuß.



[Nachdruck verboten.]

Auf der Höhe des Jahrhunderts.

38] Roman von Gregor Samarow.

Marianne aber blickte in tiefer Bewegung auf dies so junge, so schöne und doch so schüchtern bescheidene Mädchen hin, ihre Erwartungen waren übertrüben und warm schlug ihr Herz der Erwählten ihres Bruders entgegen.

Der Baron küßte der Amtsgerichtsrätin mit ritterlicher Galanterie die Hand und setzte sich auf ihren Wink an ihre Seite.

„Sie werden vielleicht, meine gnädige Frau,“ sagte er, „meinen Besuch sich erklären können und darum darf ich mich erlauben, ohne Weiteres auf den Gegenstand einzugehen, der mich hierher geführt.“

Er war bewegt, und das Bemühen, diese Bewegung zurückzubringen, gab seinem Gesicht einen sehr strengen Ausdruck.

„Mein Sohn,“ fuhr er dann fort, „liebt Ihr Fräulein Tochter —“

„Das ist,“ fiel die Amtsgerichtsrätin ein, indem sie den Kopf erhob und den Baron mit einem stolzen, fast feindlichen Blick ansah, „ganz ohne mein Wissen und meinen Willen entstanden, ich kann, ganz mit meinem Manne übereinstimmend, kein gesichertes Glück in der Verbindung mit einem Offizier erblicken, noch weniger dann, wenn die Gatten zwei ganz verschiedenen Lebenskreisen angehören.“

Bertha schlug die thronenden Augen nieder.

Der Baron erwiderte:

„In mancher Beziehung mögen Sie Recht haben, gnädige Frau,“ sagte er, „der Soldat ist ja an ein unruhiges Leben gebunden und manchen Wechselfällen des Glücks ausgesetzt, Ihr zweites Bedenken aber vermag ich nicht zu theilen. Jener gesellschaftliche Unterschied besteht nicht zwischen meinem Sohne, einem jungen Offizier ohne persönliches Verdienst, dem seine Geburt einen alten Namen gegeben, auf den ich viel halte und mit Recht stolz bin, und Ihrer Fräulein Tochter, deren Vater dem Könige und dem Lande mit Ehre und Auszeichnung dient. Jetzt, nachdem ich Ihre Tochter gesehen, begreife ich, daß mein Sohn sie liebt und lieben muß, und nachdem ich die Ehre hatte, Sie, gnädige Frau, kennen zu lernen, bin ich gewiß, daß alle Gaben der Natur, mit denen Ihre Tochter so reich ausgestattet ist, durch eine musterhafte Erziehung so ausgebildet sind, daß Fräulein Bertha unter allen Damen, und trügen sie auch die vornehmsten Namen und Titel, ihren Platz behaupten und vielleicht die meisten von ihnen übertreffen wird.“

Bertha schlug mit einem glücklichen, dankbaren Blick die Augen auf.

Die Amtsgerichtsrätin sah den Baron groß an, sie mochte bei ihm eine stolze Zurückweisung der Wahl seines Sohnes vermuthet haben, das Kompliment, das der alte Herr ihr sagte, verfehlte seinen Eindruck nicht und ein flüchtiges Lächeln spielte um ihre Lippen.

„In der That, Herr Baron,“ sagte sie, „ich habe meine Mutterpflicht nach besten Kräften erfüllt und hoffe, daß an der Erziehung Berthas nichts verjäumt ist, wenn sie auch die Formen der vornehmen Welt nicht so beherrscht, als die Damen Ihres Standes.“

„Nun,“ sagte der Baron, „ich habe meinen Sohn, das kann ich versichern, zu einem braven, ehrenhaften Menschen erzogen, und wenn die beiden Kinder sich lieben, so begreife ich nicht, warum Sie ihrem Glück entgegenreten.“

Marianne sprang auf und küßte die Hand der Amtsgerichtsrätin.

„O gnädige Frau,“ rief sie, „lassen Sie auch mich für meinen Bruder bitten, — Sie können unmöglich hart gegen Ihre Tochter sein, der auf den ersten Blick mein Herz entgegen schlug. Ich habe lange die Mutter entbehrt; wenn meines Bruders Sehnsucht sich erfüllt, so darf ich wohl hoffen, nicht nur eine Schwester gefunden zu haben, sondern auch die Liebe und die gütige Führung der Mutter in Ihrem Hause zu finden.“

Die Amtsgerichtsrätin war bewegt, auch ihre Augen wurden feucht, sie vermochte nicht zu antworten, aber sie drückte Mariannens Hand, und als diese dann zu Bertha sich wendete und das zitternde Mädchen in ihre Arme schloß, da ruhte ihr Blick weich und mild auf den beiden so jungen, schönen und anmuthigen Gestalten.

Man hörte die Thür Glocke und auch Stimmen auf dem Korridor.

Der Amtsgerichtsrath trat ein.

Sein Blick war streng und fast drohend, aber doch schien auch auf ihn die edle Erscheinung des Barons einen imponirenden und sympathischen Eindruck zu machen.

Er verbeugte sich sehr artig und sagte kurz und geschäftsmäßig:

„Ich höre, daß der Herr Baron von Holberg mir die Ehre seines Besuchs erwiesen hat. Ich stehe zu Ihrer Verfügung, wenn Sie so gütig sein wollen, mich in mein Zimmer zu begleiten.“

„Ich bitte um die Erlaubniß, mein verehrter Herr Amtsgerichtsrath,“ sagte der Baron, „die Sache, welche mich hergeführt, hier zu erledigen, denn sie geht ja ebenso sehr Ihre Frau Gemahlin als uns an. Ich komme,“ fuhr er, ohne eine Antwort des finster aufblickenden Amtsgerichtsraths zu erwarten, fort, „um für meinen Sohn die Hand Ihres Fräulein Tochter zu erbitten — Sie werden durch die Gewährung dieser Bitte nicht nur meinem Sohn und Ihrer Tochter ein von Beiden ersehntes Lebensglück begründen, sondern auch meinem Hause durch die Verbindung mit Ihrer Familie eine große Ehre erweisen.“

Der Amtsgerichtsrath war betroffen durch diese mit freier Herzlichkeit gesprochenen Worte; seine Züge aber blieben finster und streng.

„Ich hätte diese Werbung, Herr Baron, von Ihrer Seite nicht erwartet, und es freut mich, daß ich mich darin getäuscht. Da Sie es wollen, so will ich Ihnen hier meine Antwort geben, mit der, wie ich weiß, meine Frau ganz übereinstimmt. Ich vermag nach meiner Weltanschauung die Verbindung mit einem Soldaten nicht als eine Bürgschaft des Glücks für ein junges Mädchen anzuerkennen, das nicht für die Neußerlichkeiten der Welt, sondern für den Beruf der Hausfrau erzogen und bestimmt ist. Sodann muß ich wohl freilich Ihrem Wort glauben, wenn Sie mir sagen, daß Sie die Verbindung mit meiner Familie, welche durch Generationen rechtsschaffen und treu ihren bürgerlichen Beruf erfüllte, als ehrenvoll für Ihr Haus ansehen, aber, Herr Baron, ich zweifle sehr, ob in Ihrer Welt diese Ansicht getheilt werden wird, ob in den Kreisen, in denen Sie und Ihr Sohn zu leben gewohnt und berufen sind, mein Kind nicht scheel und hochmüthig angesehen werden möchte, ob nicht bei denen, die Ihrem Hause nahe stehen, selbst eine solche Auffassung vorhanden ist, und niemals werde ich in einer solchen angezeifelten und halb gebuldeten Stellung ein Glück für meine Tochter erblicken! Ich habe deshalb meine Einwilligung verjagt, und ich glaube sie auch jetzt, trotz Ihrer für mich persönlich gewiß ehrenvollen Werbung, verjagen zu müssen. Einen Zwang werde ich freilich auf meine Tochter nicht ausüben, ich habe daher der Zeit ihr Recht zu lassen beschloßen und das Wort Ihres Sohnes verlangt, daß er keinerlei Verbindung, weder persönlich noch brieflich, mit meiner Tochter unter-

halten werde. Ich glaube gewiß, daß bei Beiden die jugendliche Aufwallung vorübergehen und dem erwachenden Bewußtsein höherer Pflichten weichen wird.

„O Mama,“ rief Bertha, die Arme um die Schultern ihrer Mutter schlingend, „bitte für mich. Niemals, niemals wird meine Liebe aufhören. Laß mich nicht zu einem einsamen, verlorenen Leben verurtheilen.“

Der Baron aber sprach ruhig und ernst:

„Erlauben Sie mir eine Widerlegung, Herr Amtsgerichtsrath. Ich war vor Kurzem durch ein schweres Unglück betroffen, sodaß es mir unmöglich war, für die Zukunft meines Sohnes einen festen Halt zu bieten. Das Unglück hat sich geändert; meine Verhältnisse sind, wie ich Ihnen nachweisen kann, wieder vollkommen geordnet. Ich werde so gleich die für die Heirath notwendige Zulage sicher stellen und in materieller Richtung Alles thun, was ich vermag, um dem jungen Paar ein sorgenfreies Heim zu schaffen. Mein Sohn wird, das zweifle ich nicht, wenn Sie es wünschen, seine Karriere aufgeben und das Gut Altenholberg, den Gott sei Dank erhaltenen Rest der einst so reichen Besitzungen meiner Familie, übernehmen, wenn Sie darauf bestehen. Doch würde ich Sie bitten, dies nicht zu thun; denn er trägt den Wunsch im Herzen, im Dienste des Königs und des Vaterlandes, dem auch Sie Ihr Leben geweiht, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, den Sie ebenso wenig wie ich mißbilligen können. Und nun, was Ihr zweites Bedenken betrifft,“ fuhr er fort, indem er mit blühenden Augen sich zu der ganzen Höhe seiner kräftig ritterlichen Gestalt aufrichtete, „so erlauben Sie mir, Ihnen mit dem ganzen Stolz eines alten Edelmanns zu antworten, der fern ist von jedem kindlichen und thörichten Hochmuth. Ich, der Freiherr Rodus von Holberg, blicke auf eine fast tausendjährige Ahnenreihe zurück, welche kein Makel trifft, und stehe in dieser Beziehung hinter keinem Hause der Welt — die fürstlichen Geschlechter nicht ausgenommen — zurück. Wenn ich, der Freiherr Rodus von Holberg, eine Dame aus einer Familie, die ich achte und ehre, als meine Tochter in die Welt führe, so wird es Niemand wagen, selbst nicht mit böswilligen Flüßtern, ihre Stellung anzusehen, und an jedem Königshofe wird sie ehrenvoll empfangen werden. Der einzige Träger meines Namens außerhalb meiner Linie denkt wie ich, und sollte dennoch vielleicht irgend ein aus dem Nichts hervorgewachener Parvenu es wagen, ein unziemliches Wort zu flüßtern, dann trägt ja mein Sohn den Degen an der Seite, und auch ich werde keinen Augenblick zögern, die Waffen zu ergreifen, um die Stellung der Freiin Bertha von Holberg zu vertreten, auf welche, das bin ich gewiß, meine Ihnen mit Stolz herabblicken werden. Und um eine jugendliche Aufwallung handelt es sich nicht, Herr Amtsgerichtsrath. Mein Sohn hat sein Wort gegeben, niemals einer anderen Dame seine Hand zu reichen, als Ihrer Tochter. Sein Wort wird er halten, so wahr ich hier vor Ihnen stehe, und ich selbst würde ihn an sein Wort mahnen, wenn es möglich wäre, daß er es vergäße, sollte darüber auch mein Haus, dem ich mein ganzes Leben geweiht, erlöschen.“

„Auch ich,“ rief Bertha, plötzlich ihre ganze Schüchternheit vergebend, „auch ich werde mein Wort halten, so wahr Gott im Himmel über mir ist.“

„Nun, Herr Amtsgerichtsrath,“ sagte der Baron, „Sie hören das Gelübde Ihres Kindes, können Sie zwei hoffnungsvolle Menschenleben verkümmern lassen? — Erwägen Sie wohl, was ich Ihnen gesagt, ich habe die Wahrheit gesprochen und werde mein Wort wahr machen. Noch einmal wiederhole ich für meinen Sohn die Bitte um die Hand Ihrer Tochter, ich achte und ehre Ihre Bedenken, aber ich werde es nicht begreifen, wenn Sie daran festhalten. Meinhard wird Ihnen ein guter Sohn sein, wie er es mir war, und ich bin stolz genug, zu sagen, daß Sie in dem alten Rodus von Holberg einen Freund gewinnen, der auch seinen Werth hat — schlagen Sie ein und lassen Sie uns ein gutes Werk vollbringen für uns und unsere Kinder!“

Ein heftiger innerer Kampf malte sich auf dem Gesicht des Amtsgerichtsraths. Die alten tiefgewurzelten Vorurtheile seiner ganzen Lebensanschauung rangen mit dem mächtigen Eindruck, den die Person des alten Edelmanns auf ihn machte, der so fest und stolz, zugleich so warm und herzlich zu ihm sprach und doch dabei auch seinen eigenen bürgerlichen Stolz erweckte.

Er blickte zu seiner Frau hinüber und sah sie fragend, fast vorwurfsvoll an, als ob er von ihr Beistand erwartete.

Die Amtsgerichtsräthin aber schlug vor seinem Blick die Augen nieder und trocknete ihre Thränen, als Marianne ihr zuflüßerte:

„Denken Sie daran, gnädige Frau, daß von diesem Augenblick die Zukunft Bertha's abhängt —“

„Nun,“ fragte der Amtsgerichtsrath endlich in rauhem Ton, „was sagst Du, Frau, Du bist die Mutter, was soll ich dem Herrn Baron antworten?“

Die Amtsgerichtsräthin stand auf. Sie trat zu Bertha hin, schloß sie in die Arme und sagte:

„Ja, ich bin die Mutter, das fühle ich in diesem Augenblick so sehr, als kaum jemals vorher, und was die Mutter antworten kann, wenn es das Glück ihres einzigen Kindes gilt, in dessen Herz doch der liebe Gott diese Liebe gelegt haben muß — das muß Du wissen.“

„Nun,“ rief der Amtsgerichtsrath, fast heftig ausbrechend, „glaubst Du denn, daß der Vater nicht auch ein Herz hat für sein Kind, daß er der harte Barbar sein soll, zu dem die Mutter ihn machen möchte, wenn sie ihn im Stich läßt?“

„Sie haben mich besiegt,“ sagte er, kräftig in die dargebotene Hand des Freiherrn Rodus einschlagend, „so mögen die Kinder glücklich sein auf ihre Weise, sie sind es ja, die hinterher ihr Glück und Unglück zu tragen haben. Ich nehme Ihre Werbung an, Ihre Gründe haben, wenn auch nicht ganz meinen Verstand überzeugt, so doch mein Herz gewonnen. — Ein Vorurtheil aber haben Sie überunden, ich bin glücklich, einen alten Aristokraten wie Sie kennen gelernt zu haben, und ich hoffe, daß unsere Freundschaft sich immer mehr bestetigen und erwidern möge.“

Der Baron schüttelte kräftig seine Hand, Beide sahen sich schweigend in die Augen. Der Stolz des alten Edelmanns und das bürgerlich trockne Bewußtsein des im engen Kreise der pflichttreuen Arbeit gehärteten Mannes hatten sich nicht vor einander gebeugt, aber sie hatten sich geeinigt in gegenseitiger Achtung und warmer menschlicher Empfindung.

Marianne aber und Bertha umarmten die Amtsgerichtsräthin, die, unter Freudenthränen lächelnd, kaum vermochte, die sorgsam gefaltete Krause ihrer Haube vor den stürmischen Liebskujungen der beiden Mädchen zu schützen.

„Und nun soll der Junge kommen,“ rief der Baron, „er soll sehen, daß sein Vater es gut gemacht und ihn nicht vergesen hat.“

Das Dienstmädchen wurde ausgesendet, um den Lieutenant zu suchen, und während man ihn erwartete, plauderte der Baron so herzlich und frei mit der Amtsgerichtsräthin, daß diese all ihre schone Zurückhaltung vor dem vornehmen Herrn verlor und ganz verwundert sagte, er käme ihr so vor, als ob der Baron seit Jahren ihr alter Freund sei.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Riviera.

Cannes, im April.

Als Venus, die Schaumgeborene, den silbernen Meereswellen entstieg und das Land betrat, da sproßten, wie die Göttersage erzählt, unter deren lieblichen Füßen noch lieblichere Blumen empor. Vielleicht hat mit dieser duftenden Meldung die Mythologie aufgeschnitten; indessen von einer Göttin kann man nicht wohlriechend genug denken. In einer andern Form hat sich in Cannes das klassische Wunder wiederholt: unter den Absätzen eines knorrigten Schotten sprang hier eine prächtige Willenstadt von üppigster Vegetation ins Leben. Jahrhunderte lang hatte Cannes als bescheidener Weiler am Südbahnhange seines Schloßberges unter dem Krummstabe der Aebte von Lerins geschlummert, hatte zwar viel feindliches Kriegsvolk und manche erlauchte Persönlichkeit, Karl V. und Napoleon I., in seinen Mauern gesehen, zählte aber am Anfange dieses Jahrhunderts kaum mehr als 200 Einwohner. Da sandte ihm die Vorsehung in den dreißiger Jahren eine seltsame Freundin, die Cholera; Italien umzog sich gegen sie am Bar mit einem Sperrgürtel und nöthigte die in Cannes sich aufstauenden Reisenden zu langer Quarantäne; so den berühmten Lordkanzler von England, den Vorfechter der Freiheit gegen die heilige Allianz, Lord Brougham. Während der vielen Wochen einer gezwungenen Muße verliebte er sich in das reizende Nest, ersteigerte sich an der Straße, die nach Fréjus führt, um den Preis von 13 000 fr. ein breites Grundstück und schlug dort, inmitten von Pinien und Delbäumen, sein Willenzelt auf, das er nach seiner Tochter die Villa Cleonore-Luise benannte. Sie war die erste der tausend Willen, die jetzt aus der grünen Halbmulde der Berge hervorkugeln; mit ihrem Bau hatte Lord



weiter die ...
über die ...
erfolgen, a ...
Arbeits, ...
noch die ...
büchsten ...
fänglich i ...
Aussehen ...
Sinn ...
von einem ...
und ...
schließen ...
Bürger ...
mit ...
Wohlthum ...
kamp, in ...
vom ...

Mugen
an Ton,
sch dem
ha hin,
genblick
antworten
— das
aus-
t auch
ur sein
ihn im
darge-
gen die
unterher
e Ihre
n Vor-
en alten
se, daß
wärmen
hen sich
ns und
eife der
vor ein-
seitiger
erichts-
hte, die
n Lieb-
on, „er
ht ver-
utenant
Baron
ere all
or und
Baron
iril.
Meeres-
Götter-
Blumen
Mytho-
n nicht
sich in
Abjagen
denstadt
g hatte
Schloß-
mmert,
e Per-
esehen,
hr als
reißiger
og sich
die in
ine; so
er der
ährend
sich in
Fréjus
ic und
llenselt
namte.
grüner
e Nord

Brougham das jekiae Cannes entdeckt und gegründet, das Phäakenland der hohen europäischen Aristokratie, die Winter-
villeggiatur des Fürsten im Phäakenreiche, des Prinzen von Wales. Für Cannes schwärmte der Lord, wie der Jüngling für seine erste Geliebte. Die Romantik war ihm sonst nicht ge-
läufig. Als Student verlegte er sich auf die Mathematik, schrieb ein epochemachendes Werk über die Geschwindigkeit der Sonnen-
strahlen, und Mathematiker wäre er geblieben, hätten ihn Rechts-
wissenschaft und Politik nicht in ihre Kreise gezogen. Aber auch
als Politiker blieb er ein Quertopf, pflegte Guizot, den hochge-
ehrten Minister Ludwigs Philipps, mit caledonischer Unge-
schlossenheit und geradezu barbarischer Aussprache des Franzö-
sischen zu buzen und meldete sich, unbeirrt durch Neckerlichkeiten
der Etikette, mit karrirten Hosen in den Tuilerien zur Vorstellung.
Indessen man verzieh ihm; galt er doch für den vornehmsten
Franzosenfreund in Europa. Auf Grund seiner Liegenschaften
in Cannes kam er fogar 1848 um das französische Bürgerrecht
ein. Sein Gesuch wurde abgelehnt; daß Jemand Angehöriger
zweier Staaten sein solle, schien selbst den Machthabern der
Februar-Revolution etwas gewagt; aber geschmeichelt hat ihnen
immerhin des englischen Oberhausmitgliedes und weiland Lord-
kanzlers Verehrung für ihre Republik.

Lord Brougham also, nachdem sein Lebensschifflein 1834 in
die Bucht eingelenkt, entdeckte Cannes für die Briten, für sich
selbst, vertauschte auf immer die Nebel seiner Heimath mit der
Sonne der Provence und, gleich dem Schiffer, der endlich nach
sturmumtosteter Meeresfahrt den Ruhehafen erreicht, ließ er auf
der Stirnseite seiner Villa das alte, im Grunde selbstfüchtige
Distichon eintragen:

Inveni portum; spes et fortuna valet;
Sat me iustis, ludite nunc alios.

Ueber dreißig Jahre lag er hier vor Anker, das Lob von
Cannes in alle Winde rufend; und selbst im Tode blieb er ihm
getreu: die Gruft der Westminster-Abtei verschmähend, übergab
er seinen Leib der provenzalischen Erde. Nie fand ein irdisches
Elysium einen glühenderen Beherrlicher. Der Rechtsanwalt, der
die Königin Karoline gegen Georg IV. vertheidigt hatte, über-
traf sich selbst, wenn er von der Zauberin sprach, die ihn in ihre
Arme verfiel. Und sein Beispiel, seine Empfehlung sündeten;
unter seinem Worte, wie die Pflanzen unter der Frühlingssonne,
keimten die Willen empor. Sah er anfangs von der Höhe seines
Tusculeums auf ein unbekanntes, im Dünenlande sich verkerendes
Gelände herab, so erhoben sich dort zur Zeit seines Hinscheidens
schon 250 Schlösser und 34 Gasthöfe. Dankbar auch erweisen
sich dem Andenken ihres großen Wohlthäters die Bürger von
Cannes; vier Tage lang begingen sie 1879 Lord Broughams
hundertsten Geburtstag, errichteten ihm an vornehmster Stelle,
auf dem Balnenplatz am Strande, ein Marmor Denkmal, wid-
meten ihm durch die Troubadours der Gegenwart, die Felibristen,
dichteriſche Ergüsse von unendlichem Schwunge. Auf dem Sockel
sieht er in Pairstradt, stützt sich mit der englischen Rose in der
Linken auf einen Balmenstumpf und weist mit der Rechten auf
die Erde: „C'est ici!“ Hier habe ich die Ruhe gefunden! Und
zu ihm herauf dampfte an den Festtagen der provenzalische
Weihrauch: „Du, der die Sklaventetten mit der Lava Deiner
Worte geprengt — als Politiker eiferte Brougham gegen die
Sklaverei —, der dem Bogen des Demosthenes die stolzen Pfeile
der Verebtheit entlehnt, der durch den Blitz des Genies diese
Stadt dem Nichts entzogen, unter dessen Schritt die Blumen
aufgesprossen ...“

Lord Brougham ruht, wie gesagt, in provenzalischer Erde,
und auf keinem Grabe erhebt sich ein schweres Steinkreuz, so
klobig, wie er selbst gewesen. Aber, wenn die Erde provenzalisch
ist, englisch-protestantisch ist der Kirchhof. Besser als durch die
zahllosen englischen Wirthshaus- und Ladenschilder drückt sich
durch den eigenen Kirchhof der britische Charakter des modernen
Cannes aus. Fast scheint am Wege der Steinweg mit seiner
ausschließlich englischen Ankündigung: „All kinds of funeral
monuments“ keine Todeskandidaten anderer Nationalität mehr
anerkennen zu wollen. Und thatsächlich, seitdem außer Brougham
auch noch der Herzog von Albany, der jüngste Sohn der Königin,
hier hingeschieden, ist, wie das Leben in Cannes, so auch das
Sterben bei den Engländern fashionabel geworden. Dort liegen
sie denn alle zusammen, sind unter sich, die protestantischen
Briten, unter weißen Grabsteinen und Kreuzen, sperren sich ab,
zwar nicht unbedingt gegen andere Nationalitäten — es finden
sich holländische und französische Inschriften —, wohl aber gegen
Katholiken und Juden. Oft genug sind die protestantischen
Sekten, wenn sie sich auch gegenläufig bitter befehdeten. deshal-

gegen Andersgläubige doch nicht duldsamer. Da erweist sich doch
der anstoßende katholische Kirchhof nachsichtiger; er hat der
Israeliten eine Ecke abgegeben. Ein Gitter grenzt sie zwar
ab, aber es ist eines von den Gittern, das mehr verbindet als
scheidet.

Im Uebrigen schläft sich's hier wohl der Ewigkeit entgegen,
in dem Zücheln kühler Winde, angeſichts des blauen Meeres,
der grünen Berghalden. Wenn die Bäume des jüngsten Ge-
richts ertönen, dürfte manchem — Cannes ist schon ein Para-
dies — die Auferstehung eine Last dünken.

Paradies, Eden, Elysium — alles Ausdrücke für dieselbe
Sache, für den Inbegriff der menschlichen Glückseligkeit. In
Cannes wandeln zwar nicht, wie im biblischen Paradies, die
Menschen nackt umher; es fehlt an Apfelbäumen, und die
Schlangen sind, seitdem der heilige Honoratus sie im 4. Jahr-
hundert durch sein Gebet vernichtet, gänzlich verschwunden. Sonst
aber preisen hier den Schöpfer mit tausend Jungen seine Werke:
die milde Gluth der Sonne, die zauberische Einfassung des
Meeres, der üppige Reichthum des Pflanzenwuchses und, im
Gegensatz zum geräuschvollen Nizza, die lauschige Ruhe der all-
gemeinen Stimmung. Lord Brougham fand dazu noch das
elegische Vergessen zwischen der Dämmerung und der Nacht seines
Lebens. Dies hat der Besucherstrom weggeschwemmt; aber
immer noch, wenn die Sonne untergegangen, entdauern sich
Straßen und Meeresstädten, durchzieht Cannes der wohlthätige
Hauch scheinbarer Abgeschiedenheit. Eine Welt für sich scheint
es oft zu bilden mit den doppelten Höhenzügen im Hintergrunde,
mit dem schroff ins Meer stürzenden Esterel-Gebirge im Westen,
der Großfette-Spitze und der den Halbkreis abschließenden Mar-
garethen-Insel im Osten; eine Welt für sich, ganz wie geschaffen
für die Watteau-Szenen, wie sie uns aus dem Schlusse des
vorigen Jahrhunderts die Chronik erzählt. Dort steht zu lesen
von den reizenden Ueberraschungen, die den Wanderer erwarten,
wenn er an einem Festtage über das Esterel-Gebirge hinüber in
Cannes anlangte; er fand die ganze Bevölkerung auf der Schloß-
wiese zu allerhand Kurzweil versammelt; die Greise saßen auf
dem Rasen in der frischen Abendbrise; die Jugend tummelte sich
in fröhlichen Spielen, und Schwärme von jungen und hübschen
Mädchen sangen und tanzten zum heitern Klange von Instru-
menten. Dies geschah während der Schreckenszeit, wie denn
Cannes einer der wenigen Plätze war, wo der Schrecken seinen
Schrecken verlor. Allerdings strokten seine Kerker und die Ver-
schöner der Insel Sainte-Marguerite von Gefangenen, Ver-
schwörern und Emigranten, die später nach der Grenze befördert
wurden; aber in der Stadt selbst wickelte sich Alles harmlos ab.
Meisterhaft verstanden sich die Bürger auf die Kunst, den Pariser
Jacobinern eine Nase zu drehen. Gleich den übrigen französischen
Gemeinden hatten auch sie ihren Jacobinerklub, wo sie mit
provenzalischer Verebtheit die Phrasen der Revolution hand-
habten. So wenn der Bürgermeister Hibert — sein Nachkomme
sitzt heute noch im Bürgermeisterstessel — am Morgen des
6. Nivose die Menge feierlich andredete: „Ich lade die Himmels-
tochter ein, auf die Erde zu steigen und sich mit der Süße des
goldenen Zeitalters zu besprengen; der Stadtrath bedauert nur,
in seiner Mitte keinen Sänger zu besitzen, der die Thaten unserer
Helden und Kriege würdig verherrlichen könnte.“ Aber der
Verbrauch dieses Wortschwallbes beschränkte sich durchweg auf die
Zeit, da irgend ein riesiger Schreckensgesell vom Pariser Aus-
schusse anlangte, um „den Eifer der Patrioten zu schüren, die
Eintracht nach innen und außen zu festigen, den schlechten Bürger
zu brandmarken und nach Paris über die Verfassung der Geister
zu berichten.“ Dann wurden flugs die Klubmitglieder mitſammt
ihren Familien einberufen und den Pariser Sendboten vorge-
stellt; ein Nebner nach dem andern erklimmte die Tribüne, pries
die Vaterlandsliebe, das goldene Zeitalter, die Morgenröthe
schönerer Tage, donnerte gegen die Feinde der Republik, gegen
die Geißel des Volksglücks, die Feudalherren; und äußerst be-
friedigt schieden dann die Sendlinge mit der festen Ueber-
zeugung, daß Cannes seine Pflicht erfüllt und noch erfüllen
kann. Raum aber hatten sie der Stadt den Rücken gekehrt, so löste
sich der Jacobinerklub in eine Liebertafel auf; den Entrüstungs-
reden folgten provenzalische Kalauer, und Alles endigte mit einer
geräuschvollen Farandole. Nicht ein einziger Kopf, nicht einmal
der sonst so beliebte Priesterkopf, scheint dem Fallbeil der „großen
Wohlthäterin der Menschheit“, der Guillotine, geopfert worden
zu sein; anscheinend eine seltsame Wendung der Dinge, wenn
man bedenkt, daß die ganze innere Geschichte von Cannes sich
fast ausschließlich um den Kampf gegen die Gerechtame der
Nebte von St. Honorat gedreht hat. Indessen, die milden Nebte
hatten stets nachgegeben, wenn eine Last abgeschüttelt ward, die

Revolution war daher ihnen gegenüber völlig gegenstandslos, und statt des Hasses bewahrten ihnen die Bürger vielmehr ein ausgesprochenes Dankbarkeitsgefühl für ihr väterliches Regiment. Leid und Freud waren außerdem lange Zeit in Cannes und auf den Lerins-Inseln enge verknüpft; man hatte gemeinsame Feinde, die aus Sarazenen und Genuesen gemischten Seeräuber, die Spanier und die Italiener. Sobald sich ihre Schiffe nahen, setzte man sich am Tage durch weiße Flaggen, Nachts durch Feuerzeichen zu gemeinsamer Abwehr in Verbindung. Erst von 1750 an hörten die feindlichen Einfälle auf; Cannes lebte seitdem sein eigenes, ungestörtes Leben.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Die poetischen Briganten. Eine alte Brigantengeschichte, die man gewöhnlich von Ludovico Ariosto, dem Dichter des „Helden Roland“, erzählt, wird von französischen Zeitungen aufgeführt, indem sie den Vorgang auf den Romanchriftsteller Gabriele d'Annunzio übertragen und als unlängst passiert hinstellen. In einem entlegenen Orte in den Abruzzen am Gestade des Adriatischen Meeres haust in sonnenbeschienenen Einsamkeit in seiner Villa der berühmte italienische Romanschreiber Gabriele d'Annunzio. Die Villa ist ein wahrer Tempel der Kunst, von dem großen Studierzimmer, das mit prachtvollen Teppichen und Tapeten geschmückt ist, bis zu dem hermetisch verschlossenen Salon, der mit Kunstgegenständen aller Art ausgestattet ist. Gabriele d'Annunzio ist in der ganzen Gegend sehr beliebt. Hier ein Beweis dafür: Vor einiger Zeit drangen Briganten in eine Villa ein, deren Eigentümer sie nicht kannten. Durch den Lärm, den sie machten, aufgeschreckt, erschien plötzlich der Dichter selbst vor ihnen und fragte mit größter Ruhe: „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier? Ich bin d'Annunzio.“ — „Gabriele d'Annunzio, der Dichter?“ fragten die Räuber zurück. — „Das ist etwas Anderes, da müssen wir uns schon zurückziehen!“ Und den Dichter ehrerbietig grüßend, entfernten sich die Briganten, ohne das Geringste mitzunehmen. — In der That — es waren wahrhaft ästhetisch-poetische Briganten . . .

Die Phantastie des Kindes. Eine Reihe höchst interessanter Beobachtungen über das Gemüths- und Geistesleben des Kindes hat der bekannte schottische Psychologe James Sully gemacht und in einem Buche niedergelegt, das kürzlich veröffentlicht wurde. Sully hat seine Beobachtungen an seinen eigenen Kindern und dann hauptsächlich an den Höglingen der englischen Waisenanstalten gemacht. Er verfolgte ihre ersten, stummen Tönen, ihr erstes Lachen, ihr erstes Schreien, und er suchte ihre ersten Unterscheidungs-fähigkeiten festzustellen. Er stimmt mit Schopenhauer überein, daß jedes Kind ein genialer Dichter ist, und beweist es durch die phantastischen Aeußerungen des kindlichen Geistes. Er hält es für unangebracht, Kinder mit Spielzeug zu überhäufen. Je mehr man dem Kinde die Wahl seiner primitivsten Spielgegenstände überläßt, desto freudiger und lebenslustiger wird es sich verhalten. Aus dem Schaukelstuhl wird ihm mit Leichtigkeit ein großes Schiff, aus einem Stüchchen Brett ein Schwert und aus einer Wehldüte ein Helm, in dem es sich als Soldat und Kaiser fühlt. Das kleinste Püppchen ist ihm ein Schwesterchen, mit dem es sich unterhält, mit dem es lacht und weint. Mit welcher Phantastie kleine Kinder begabt sind, erhellt schon aus der Thatsache, daß sie sich, wie kaum Erwachsene, in die „Ammenmärchen“ finden, daß sie kaum den Morgen erwarten können, um die — Fortsetzung zu hören. Erwägt man all' das, so kommt man auf die Schlussfolgerung Sully's: selbst den kleinsten Kindern Aufmerksamkeit in ihren geistigen Aeußerungen entgegenzubringen, sie aber weder zu viel mit Spielachen noch Märchen zu belasten und sie vielmehr ihrer natürlichen Neigung zum Fabulieren zu überlassen — selbstredend bis zum Alter von sechs Jahren im Höchstfalle — dann folgt ja die Schule.

Englische Absonderlichkeiten. In der „Revue des Revues“ findet sich ein interessanter Artikel über allerlei englische Absonderlichkeiten. Der Verfasser des Artikels stellt zunächst fest, daß verschiedene eigenartige Verbrechen in dem kultivirten England weit häufiger vorkommen, als selbst in gänzlich uncivilisirten Ländern. So steht z. B. die „Engelmacheret“ in England in höchster Blüthe. Gegen eine Summe von 200 bis 800 Mark kann man sich dort zu jeder Zeit eines unbequemen Kindes entledigen; man findet leicht eine gute Frau, die das Kind „adoptirt“. Und dann ist's aus! Der im vorigen Jahre stattgehabte „Sensationsprozess Annie Dyer“ spricht ganze Bände. In kurzer Zeit hat diese, einer vornehmen Familie entstammende Frau nicht weniger als 100 Kinder „adoptirt“, d. h. um die Ecke gebracht. Aber nicht nur die Kinder, sondern auch die Frauen werden in England oft geringer bewertbet, als man gewöhnlich annimmt. Brutalitäten, wie sie im englischen Eheleben vorkommen, dürften anderswo nicht leicht zu finden sein. Ein starker Prozentsatz von Chemännern behandelt die Frauen „en canaille“; ermutigt werden diese Eheherren durch die geradezu lächerlichen Strafen, denen sie im schlimmsten, d. h. im Prozeßfalle, ausgesetzt sind: Eine zerbrochene Nippe und eine verschlagene Frauennase kosten 1,50 bis 8 Mark Strafe; für eine

schwere Wunde am Bein (es ist hier immer nur von Frauenknochen die Rede) zahlt man 10 Mark, und ein Mann, der seine halbnackte Frau in stockfinsterner Nacht die Treppe hinunterschleift und auf die Straße wirft, kommt mit 20 Mark Strafe davon. Nur das gewohnheitsmäßige Prügeln der Frau wird etwas strenger bestraft, dafür giebt es sechs Wochen . . . Stubenarrest. Trotz dieser gelinden Strafen giebt es aber doch noch viele Engländer, die ihre Frauen lieber verkaufen, als mißhandeln oder tödten. Jawohl, verkaufen! Denn in einzelnen Gegenden Englands wird, besonders in den niederen Volksschichten, noch heutzutage ein ganz schwindehafter Handel mit Frauen betrieben. Der Tarif weist sehr mäßige Preise auf und das Geschäft blüht. In Sheffield kaufte im Jahre 1889 ein Fischhändler die Frau eines Kameraden für fünf Schilling (5 Mark), zahlbar in „Bin“, den die beiden Kontrahenten und die Wäcker in riedlicher Gemeinschaft tranken. In Bernley verschacherte ein Weber seine Frau für ganze drei Pence. Aber das sind natürlich nur Ausnahmepreise. Gewöhnlich wird eine Frau nicht unter zwölf Pence losgeschlagen, oft tauscht man für seine Geliebte auch nur ein Achtel Bier, einen Jagdhund oder ein gutes Mittagessen ein.

Das neue Leben. In Simcoe in Canada hat man einen Mann hypnotisirt und ihn dann in einen Sarg gelegt und begraben. Zwei Tage darauf sollte er in einem Theater wieder zum Leben erweckt werden. Als die Vorstellung beginnen sollte, war das Theater gedrängt voll von Menschen. Dann brachte man den Sarg auf die Bühne, der Mann wurde herausgenommen, und der Hypnotiseur begann, die Hypnose von ihm zu nehmen. Er machte richtig wieder auf, hatte aber kaum sein Bewußtsein wieder erlangt, da sprang er auf die Füße und fing an, wie ein Wilder um sich zu schlagen. Quersitzerschlag er den Sarg, in dem er gelegen hatte, dann die Tische und Stühle, und zuletzt gingen die Fensterscheiben in Stücke. Dann stürzte er sich auf die Leute, welche auf der Bühne beschäftigt waren, und fügte mehreren von ihnen ernüchternde Verletzungen zu. Zuletzt riß er, scheinbar mit übernatürlicher Kraft begabt, einige Bretter vom Fußboden der Bühne los, ging damit in das Orchester hinunter und schlug um sich, und dann stürzte er noch in den Zuschauerraum und die Zuschauer stüteten in voller Panik. Endlich gelang es fünf Männern, den neu zum Leben Erweckten zu Boden zu werfen und so lange festzuhalten, bis der Anfall von Raserei vorüber war.

Vom Büchertisch.

Am dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Proschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— In dem soeben erschienenen Heft 15 der „Wiener Mode“ finden wir folgende Mode-Neuheiten: Eine größere Anzahl Blousenfelder, darunter mehrere mit neuartigem seitlichen Arrangement, einige kleidsame englische Toiletten, sowohl ohne Jacken, als auch mit origineller und einfacher Jackenfalten, einfache und elegante Garderobestücke für's Haus, aparte Kragenumbhüllungen, Mäntel etc.; ferner reizende Damen- und Kinderhüte. Der Handarbeitsteil ist wie gewöhnlich mustergerällig, das „Vouloir“ und „Der praktische Rathgeber“ bieten Unterhaltendes und nützliches Gelesenes. Dem Heft liegt außerdem ein Schnittmusterbogen und „Die Wiener-Kinder-Mode“ mit über 40 Kleidungsstücken, Handarbeiten und Unterhaltungslektüre für die junge Welt gratis bei.

— **Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes.** Von Max Wolf. 4. Auflage. Preis 2,50 Mark. Verlag von C. D. Lehmann in Dresden. Die geistvollen Ausführungen dieser Schrift, von sittlichem Ernst getragen, verrathen nicht nur ein warmes Herz für Schäden unserer Zeit, sondern sie zeigen auch den einsig richtigen Weg, den die moderne Frauenbewegung zur Heilung derselben an beschreiten hat, die nämlich, die körperlichen und geistigen Kräfte der Frau zur vollen Entwicklung zu bringen, nicht aber in unfruchtbarer Ringen für die Gleichstellung beider Geschlechter sich aufzuwerfen. In hohem Maße beachtenswerth erscheint uns das Kapitel, in welchem die Frau als national-ökonomischer Faktor betrachtet, die Frauenemanzipation beleuchtet und die physische Unmöglichkeit der Gleichstellung beider Geschlechter dargelegt wird. Allen mit Töchtern gesegneten Familien können wir die treffliche Schrift bestens empfehlen und ist im Interesse der Zukunft unseres Volkes und des Wohles der gesamten Menschheit die weiteste Verbreitung des auch sorgfältig ausgestatteten Buches zu wünschen.

— **Eine Spezialkarte des türkisch-griechischen Kriegsschauplatzes** auf der Grundlage der in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Handtischen Karte, aber verbessert und den Zwecken des Tages angepasst, ist in dem kartographischen Institut von Karl Fleming in Glogau erschienen. Fünfstufig, im Maßstabe von 1:600 000, umfaßt diese Karte größten Landkartenformates das weite Gelände zwischen Monastir und Athen, zwischen Ionischem und Ägäischem Meer nebst den benachbarten Inseln. Sie ermöglicht eine klare Uebersicht über den Aufmarsch und die Bewegung der kriegsführenden Heere und entspricht umsomehr dem Bedürfnis jedes Zeitungslesers, da sie, in Umschlag gefalt, für den äußerst billigen Preis von 1 Mark in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zieske, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87